

Familienkindheit als sozialpädagogische Herstellungsleistung: ethnographische Betrachtungen zu familienähnlichen Formen der Heimerziehung

Eßer, Florian

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Eßer, F. (2013). Familienkindheit als sozialpädagogische Herstellungsleistung: ethnographische Betrachtungen zu familienähnlichen Formen der Heimerziehung. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung / Discourse. Journal of Childhood and Adolescence Research*, 8(2), 163-176. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-390844>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Familienkindheit als sozialpädagogische Herstellungsleistung: Ethnographische Betrachtungen zu familienähnlichen Formen der Heimerziehung

Florian Eßer



Florian Eßer

Zusammenfassung

Der Beitrag geht dem *doing family* in familienähnlicher Heimerziehung nach und fragt nach der Bedeutung solcher Praktiken für eine sozialpädagogische Kindheit. Basierend auf einer Ethnographie mehrerer Wohngruppen wird anhand von drei Vignetten empirisch herausgearbeitet, wie sich die Hervorbringung einer familialen Sorgestruktur und von Familienkindheit wechselseitig bedingen. Wenn Kindheits- und Familienforschung gemeinsam gedacht werden lässt sich rekonstruieren, wie Familienkindheit auch in öffentlichen Erziehungsinstitutionen denkbar wird. Die analytische Prämisse eines *doing family* (und eines damit verbundenen *doing childhood*) stellt nicht nur gängige Zuschreibungen von „Privatheit“ und „Öffentlichkeit“ zwischen Familie hier und Kinder- und Jugendhilfe dort in Frage, sondern bietet auch eine Alternative zu strukturkonservativen Leitbildern von Familie, wie sie in der Heimerziehungsdiskussion auch aktuell noch die Regel sind. Zugleich werden produktive Bezüge zu den aktuellen Diskursen um *care* möglich.

Schlagerworte: Kindheitsforschung, Doing Family, Sozialpädagogik, Ethnographie, Care

Childhood as a result of social-pedagogical practices: Ethnographic considerations regarding familial analogous forms of residential care

Abstract

The article deals with *doing family* in familial analogous residential care and examines how these practices are connected to a childhood of social pedagogy. Based on an ethnographical examination of several residential care units, the way everyday production of care structures in families and the construction of childhood are interlinked with each other will be shown empirically. If childhood and family studies are considered together, it is possible to reconstruct how family analogous childhood may become possible within public child welfare services. The analytical premise of *doing family* (and one associated with *doing childhood*) not only challenges popular conceptions of “private” and “public” spheres separating family and children and youth services, but also offers an alternative to structurally conservative guiding principles of family, that have dominated the debate on residential care. At the same time, benefits of the current theoretical discussion on *care* and *care work* may be possible.

Keywords: Childhood Studies, Doing Family, Social Pedagogy, Ethnography, Care

1 Das ganzheitliche Kind und Familienkindheit

In modernen Vorstellungen von Kindheit zeichnet sich das Kind primär durch Ganzheitlichkeit aus: Während das erwachsene Subjekt als Ergebnis des Vergesellschaftungsprozesses von der Natur getrennt erscheint, ist das Kind mit dieser (noch) eins. Es ist jenes natürliche und ganzheitliche Wesen, das noch nicht zivilisiert ist (vgl. *Richter* 1987; *Baader* 1996; *Eßer* 2012b). Diese Annahme einer „universalistischen Anthropologie“ (s. *Neumann* i.d.H.) ereignet sich historisch gesehen in engem Zusammenhang mit der Etablierung einer bürgerlichen Kultur in der westlichen Moderne (vgl. *Schmid* 2013). Sie ist geprägt durch eine Trennung von öffentlichem und privatem Leben, von Erwerbsarbeit und Familie. Während die männlich konnotierte Öffentlichkeit der Arbeitswelt fragmentiert und gegliedert scheint, bildet die feminin konnotierte Privatheit der persönlichen Beziehungen einen Rückzugsort, an dem sich der Mensch nicht entfremdet, sondern sich als ganze Person angenommen fühlen soll. Betrachtet man diese ‚Wahlverwandtschaft‘ zwischen moderner Kindheit und bürgerlicher Familialität, dann ist auch nicht weiter verwunderlich, dass die bürgerliche Familie über die letzten beiden Jahrhunderte hinweg als idealer Hort für Kinder galt. Der private Raum der Familie und das einheitliche Wesen des Kindes schienen sich geradezu organisch zu ergänzen: Der kindlichen Natur wird mit der Familie ein Kontext gegeben, der ebenso auf Universalismus, Dauerhaftigkeit und Einmaligkeit angelegt ist, wie der ganzheitliche kindliche Charakter. Den Nukleus dieser familialiserten Kindheit bildet eine quasi-symbiotische Mutter-Kind-Bindung (vgl. *Honig/Ostner* 2013).

Der private Raum der Familie war – und ist – in modernen westlichen Gesellschaften durch die Gesetzgebung besonders geschützt. Gefährdet schien die Privatheit und Autonomie der Familien nicht nur durch die Zumutungen der Arbeitsgesellschaft sowie des freien Marktes, sondern auch durch Interventionen der öffentlichen Hand. Gerade was die Erziehung der Kinder betraf, gerieten private und öffentliche Erziehung in ein Spannungsverhältnis zueinander und trugen gemeinsam zur Konturierung von Kindheit in der Moderne bei (vgl. *Mierendorff* 2010, S. 29ff.). Neben der Schule waren es insbesondere die Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe, deren Kompetenzen gegenüber denen der Familie austariert werden mussten (vgl. *Mierendorff/Olk* 2006). Es ergab sich ein Spannungsfeld zwischen privater Sorge und öffentlicher Verantwortung (vgl. *Eßer* 2010). Einerseits sollten Eltern relativ exklusiv die Erziehungsverantwortung für ihre Kinder übernehmen und es wurde in gleichem Maße die Institution der Familie vor dem Zugriff der Öffentlichkeit geschützt. Dies geschah in erster Linie durch entsprechende Paragraphen im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) von 1900. Andererseits wurden in Deutschland historisch etwa zur gleichen Zeit auf Landesebene Fürsorgeerziehungsgesetze erlassen, die den legislativen Grundstein zu einem flächendeckenden Ausbau öffentlich verantworteter und getragener Erziehung bildeten. Trotz einer zunehmenden Familialisierung von Kindheit lebte somit eine wachsende Zahl von Kindern in öffentlichen Erziehungsinstitutionen.

Für die Heimerziehung ergibt sich aus diesem Spannungsverhältnis bis heute eine grundlegende Frage: Wenn moderne, beziehungsweise bürgerliche Kindheit „vor allem Familienkindheit“ (vgl. *Schmid* 2013) ist und sich Familie gleichzeitig gerade durch ihre Privatheit auszeichnet – und sich somit in Abgrenzung gegenüber einer Öffentlichkeit vollzieht –, was geschieht dann, wenn Organisationen im öffentlichen Auftrag Aufgaben übernehmen, die für gewöhnlich in den Bereich des Privaten fallen? Oder, anders formu-

liert: Wie wird im öffentlichen sozialpädagogischen Setting der Heimerziehung ‚private‘ Familienkindheit hergestellt? Leitend dabei ist ein konstruktivistisches Verständnis von Kindheit im Sinne der *childhood studies* (vgl. z.B. Honig 2009). Aus dieser Perspektive heraus gibt es keine anthropologisch gegebene Wahlverwandtschaft zwischen ganzheitlichem Kind und privater Familie. Das Familienkind stellt vielmehr eine Hervorbringungsleistung der Familie als privater gesellschaftlicher Institution dar. So gesehen wechseln Kinder ‚ihre‘ Kindheit auch je nach dem institutionellen Kontext (Schule, Kindertagesstätte, Peer Gruppe usw.) in dem sie sich befinden.

Dieser Frage nach der Hervorbringung von Familienkindheit in der Heimerziehung soll im Folgenden empirisch anhand einer eigenen ethnographischen Studie in mehreren familienähnlichen Wohngruppen nachgegangen werden. Zunächst wird der Ansatz des *doing family* vorgestellt, der bei der Forschung leitend war (Kap. 2). Anschließend werden anhand dreier empirischer Vignetten Praktiken der Hervorbringung von Kindheit und Familie herausgearbeitet, die sich im Alltag der Heimerziehung wechselseitig bedingen: Konkret müssen verschiedene Lebenszusammenhänge und -kontexte der Kinder unter den Bedingungen einer professionellen Organisation in der Wohngruppe zusammengehalten werden (Kap. 2.1). Zudem ist die Hervorbringung von Sorgestrukturen und -beziehungen dadurch geprägt, dass sich die Kinder in unterschiedlichen Familialitäten befinden, die sie miteinander austarieren müssen (Kap. 2.2). Schließlich sind die Wohngruppen auch in ihrer Darstellung gegenüber anderen Erziehungsinstitutionen alltäglich nicht nur herausgefordert, sich als Familie darzustellen, sondern sie müssen sich in Bezug auf die Sorge, die sie für die Kinder *als* Kinder gewährleisten, auch an gängigen Familienvorstellungen messen lassen (Kap. 2.3). Aus den Ergebnissen der Empirie wird der Vorschlag abgeleitet, in der Rekonstruktion der Heimerziehungssettings analytisch nicht nur das *doing family* und das *doing childhood* aufeinander zu beziehen, sondern auch die Sorgepraktiken (das *doing care*) mit zu berücksichtigen (Kap. 3).

2 *Doing family* in der Heimerziehung

Die folgenden Überlegungen basieren auf einer Ethnographie des Verfassers in mehreren stationären Wohngruppen eines Jugendhilfeträgers in einer deutschen Großstadt (vgl. Eßer/Königter 2012).¹ Ziel des Projektes war es, im Auftrag des Trägers den pädagogischen Alltag zu rekonstruieren. Hierzu verbrachte der Ethnograph insgesamt 35 Feldtage in vier Wohngruppen. Die Auftragsforschung zielte auf eine Beschreibung des *doing family*, um zu rekonstruieren, was „Familialität“ in und für diejenigen bedeutet, die Heimerziehung alltäglich leben. Gemäß den Prämissen ethnographischer Forschung war die Fragestellung zunächst wenig fokussiert und auf die Rekonstruktion der konkreten Praktiken bezogen, in denen sich der Alltag der Wohngruppen vollzieht (vgl. Amann/Hirschauer 1997). Zur Analyse wurden zunächst insbesondere die umfangreichen Feldnotizen und -protokolle herangezogen, aber auch weitere Materialien wie Fotografien und ethnographische Interviews.

Konzeptionell gesehen waren alle Wohngruppen als sogenannte familienähnliche Settings von Heimerziehung arrangiert. Konkret bedeutet dies, dass eine „innewohnende“ Mitarbeiterin einen Großteil der Tage und Nächte in der Wohngruppe verbringt und dadurch eine Betreuungscontinuität gewährleisten soll, die jener von Familien vergleichbar ist. Un-

terstützt wird die sogenannte „Innewohnende“ von zwei weiteren Erzieherinnen und Erziehern, die Dienste übernehmen, sobald die Innewohnende „im Frei“ ist. Sie begleiten zudem die pädagogische Arbeit im Alltag. Da mit der Innewohnenden eine konstante Bezugsperson zur Verfügung steht, dürfen in diesen Wohngruppen auch bereits sehr junge Kinder untergebracht werden, gleichzeitig sind die Kinder in der Regel relativ langfristig untergebracht. Zum Zeitpunkt der Feldphase war das jüngste Kind drei und das älteste 16 Jahre alt.

In seiner Konzeption orientiert sich das skizzierte sozialpädagogische Heimerziehungssetting explizit an der Familie als privater Institution. Familienähnliche Formen von Heimerziehung wie diese schneiden in der wissenschaftlichen Beurteilung bislang in der Regel eher bescheiden ab: Die familienähnlichen Heimgruppen, so lautet der verbreitete Befund, würden wegen ihres nicht zu eliminierenden organisationalen Charakters notwendigerweise an der selbst gestellten Aufgabe scheitern, Familien zu imitieren. Sie seien zwar in ihrem Alltag dem von Familien mitunter äußerst ähnlich, doch handele es sich hierbei lediglich um „besonders geschickte Täuschungen“ (vgl. *Niederberger/Bühler-Niederberger* 1988, S. 175). Besonders wenn Mitglieder dieser Gemeinschaften ausscheiden oder gar ersetzt würden, werde die Täuschung für die Beteiligten evident, was wiederum notwendig zu einer *Enttäuschung* führe. Wäre es da nicht aufrichtiger, gleich zuzugeben, dass man eben nicht das Original, sondern lediglich ein gutes Imitat zu bieten habe – eine „Pseudorolex“ statt einer echten Luxusuhr, wie es beispielsweise Winkler formuliert (vgl. *Winkler* 2002, S. 318; ähnlich argumentiert auch *Wolf* 2002)?

Dieser Kritik an familienähnlichen Einrichtungen kann entgegen gehalten werden, dass sie einen Bewertungsmaßstab zugrunde legt, der auf einem recht statischen und in vielfacher Hinsicht überkommenen Modell von ‚Normalfamilie‘ beruht. Es handelt sich dabei um jene Kleinfamilie, die sich zur Blütezeit der bürgerlichen Kultur als Gegenstück zur kalten modernen Arbeitswelt formierte. Entsprechend lässt sich bei *Winkler* (2002) weiter lesen:

„Eine Eigentümlichkeit der gelingenden familiären Lebenspraxis besteht also darin, dass ihr ‚Funktionieren‘ letztlich darauf gründet, eben nicht – im Sinne etwa moderner Arbeitsteilung – funktional gegliedert zu sein und die Stellung ihrer Mitglieder auf Verdienst zu begründen; gegenüber aller Modernität wirken Familien daher archaisch, zugleich wird manche Fragwürdigkeit sichtbar. Bezahlte Elternschaft etwa könnte die Struktur der Familie zerstören.“ (ebd., S. 306)

Diese Mischung aus ‚klassischen‘ soziologischen Gesellschaftstheorien, in denen die Trennung zwischen privater und öffentlicher Sphäre betont wird, und einem bürgerlichen Familienmodell bilden gemeinsam ein voraussetzungsvolles Ideal, an dem sich öffentliche Erziehung nicht nur messen lassen, sondern zugleich auch strukturell scheitern muss. Dabei hat die Familienforschung der letzten beiden Jahrzehnte nicht nur infrage gestellt, inwiefern die bürgerliche Kleinfamilie angesichts sich pluralisierender Familienformen (noch) den Maßstab für alle Familienformen abgeben kann (vgl. *Jensen* 2009), sondern auch die Implikationen einer solchen Normalitätsfolie kritisiert. Hier fungiere eine *standard North American family* (SNAF) als ein „ideological code“, der auf der Grundlage eines Alleinverdienermodells mit Hausfrauenehe operiere (*Smith* 1993, S. 52). In der Folge dieser Kritik wurden Alternativen zu den ‚klassischen‘ Ansätzen entwickelt, wie sie durch strukturfunktionalistische oder psychoanalytische Theorietradition geprägt worden sind. Anstatt von vorab definierten Strukturen (wie etwa jener der bürgerlichen Kleinfamilie) auszugehen und entsprechende Strukturmerkmale festzulegen, ist „Familie“ für neuere Ansätze der Familienforschung an aktive Gestaltungsprozesse ihrer Mitglieder gebunden.

„[It] represents a quality rather than a thing“ (Morgan 1996, S. 186), bringt etwa Morgan diese theoretische Prämisse auf den Punkt. Dabei wird maßgeblich auf die Bedeutung von Familienpraktiken fokussiert: *Doing family* verweist „auf die Prozesse, in denen im alltäglichen und biographischen Handeln Familie als gemeinschaftliches Ganzes permanent neu hergestellt wird“ (Schier/Jurczyk 2007, S. 10). Die Fokussierung auf die Praktiken der Hervorbringung von Familie lässt verstehen, wie sich angesichts der Pluralität von Familienformen in modernen westlichen Gesellschaften unterschiedliche Lebensgemeinschaften trotz verschiedener Strukturen als Familie entwerfen können. Aus dieser Perspektive ist Familie also nicht von vornherein gesetzt und gegeben, sondern muss im Alltag hervorgebracht werden, um soziales Leben als Familie einerseits zu ermöglichen und andererseits ihre spezifischen Sorgeleistungen erbringen zu können. Diese sind laut Schier und Jurczyk charakterisiert als ein „Netzwerk besonderer Art, das um verlässliche persönliche Fürsorgebeziehungen zentriert ist“ (ebd., S. 11). Sie können somit wiederum als Teil des *doing family* von Familien verstanden werden.

Wenn im Folgenden vom *doing family* ausgegangen wird, so geht es also nicht um die Frage, ob oder zu welchem Grad familienähnliche Wohngruppen „richtige“ Familien sind, wenn man sie an einem strukturellen Normalmodell wie der *standard North American family* misst. Vielmehr steht die Frage am Anfang, wie Familie in familienähnlichen Wohngruppen hergestellt wird. Den ethnographischen Forschungsprinzipien folgend soll es daher um die Praktiken der Hervorbringung von Familialität gehen. Dabei gilt es nicht zuletzt zu klären, wie im *doing family* familienähnlicher Heimerziehung jenes Kind hervorgebracht wird, auf das sich die sozialpädagogische Praxis in der Erfüllung ihres Handlungsauftrags beziehen kann. Denn während mit der traditionellen bürgerlichen Kernfamilie noch unhinterfragt ein ganzheitliches Kind korrespondieren konnte, ist mit der Akzentverschiebung hin zum *doing family* auch die ‚organische‘ Verbindung von Kind und Familie brüchig geworden und muss durch eine neue ersetzt werden. Entsprechend hat auch die sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung den Blick genau auf jene scheinbaren Selbstverständlichkeiten gelenkt und die Frage nach der Identifizierbarkeit und Adressierbarkeit von Kindern als Kindern gestellt (vgl. z.B. Honig 2009). Kinder sind folglich nicht ontologisch als Familienkinder vorauszusetzen, sondern werden dies – ebenso wie Erwachsene – erst in den alltäglichen Sorgepraktiken. So werden beim Arrangieren verlässlicher persönlicher Sorgebeziehungen Sorgebedürftigkeiten und Sorgeansprüche verhandelt, die aus einer Perspektive generationaler Differenzen heraus zu verstehen sind. Es geht also darum, die wechselseitige Verwiesenheit von *doing family* und *doing childhood* empirisch herauszuarbeiten. Der Beitrag gibt damit Impulse zur Bearbeitung eines Desiderats: Trotz der engen wechselseitigen Beziehung von Familie und Kindheit in der modernen Gesellschaft, wurden die aktuellen Prämissen der Familienforschung und der Kindheitsforschung bislang weder analytisch noch theoretisch systematisch aufeinander bezogen. Entsprechend werden im Folgenden in drei empirischen Vignetten unterschiedliche Aspekte des *doing family* und des damit verbundenen *doing childhood* in familienanalogen Wohngruppen rekonstruiert.

2.1 Familienkindheit und „fractal identities“

Es ist ein Charakteristikum der Heimerziehung als einer sozialpädagogischen Institution, dass sie ihre Zuständigkeit tendenziell wenig begrenzt, sondern sich vielmehr auf das

„ganze“ Kind mit allen Lebensbereichen bezieht. Anders als etwa die Kindertageseinrichtung oder die Schule, die als Institutionen die Idee einer funktional spezialisierten Zuständigkeit aufrecht erhalten können, wird mit der Zugehörigkeit zur Wohngruppe eine Form der Sorge konstituiert, die sich auf alle Lebensbereiche erstreckt: Während sich Schule oder Kindertageseinrichtung primär über die Aufgabe der Betreuung oder Bildung *der* Kinder definieren, ist die Heimgruppe für *das* Kind und die Sorge für sein bzw. ihr Leben an sich verantwortlich.

Im Rahmen der Feldforschung erwies sich die Form der Realisierung dieses Anspruchs im Alltag der beforschten „familienanalogen“ Wohngruppen als instruktiv. Eine Vielzahl von Praktiken und Arrangements stellten sicher, dass jene potentiell entgrenzte Form der Zuständigkeit für die Kinder gewährleistet werden konnte. Am deutlichsten zeigt sich dies am Beispiel von Wochenplänen. Erkennbar wird, wie sich die Bewältigung der professionellen Aufgabe und die Hervorbringung kindlicher Ganzheitlichkeit im familialen Alltag auf spezifische Weise entsprechen: In den meisten Wohngruppen hängt für jedes Kind ein Plan aus, in den alle regelmäßigen außerschulischen und außerhäuslichen Termine des Kindes für jeden Wochentag eingetragen wurden (Therapiestunden, Vereinsaktivitäten, Musikunterricht etc.). Der Plan bewältigt zunächst eine organisatorische Aufgabe: Angesichts der Komplexität der Termine jedes einzelnen Kindes, der Vielzahl der in den Wohngruppe lebenden Kinder und den vielen Erzieherinnen und Erziehern muss der Überblick über die fixen und verbindlichen Punkte im Wochenrhythmus jedes einzelnen Kindes gesichert werden. Diese Funktion erfüllt der Plan, indem er die Aktivitäten des Kindes in tabellarischer Form visualisiert.

Dabei übernimmt der Plan jedoch auch eine eigenständige Rolle bei der Konstituierung des Alltags sowie bei der Herstellung der Zugehörigkeit zur Wohngruppe des Kindes *als* Kind. Dies wurde im Lauf der Ethnographie am deutlichsten, als ein Kind neu in eine Wohngruppe kam. Mit der Aufnahme des achtjährigen Marco wurde auch ein Wochenplan für ihn in der Wohnküche aufgehängt. Zu Anfang waren hier kaum Aktivitäten eingetragen und der Plan wies viele Leerstellen auf. Die Erzieherinnen und Erzieher der Wohngruppe machten es regelmäßig zum Thema, dass Marco nicht genug Beschäftigung habe. Als ich nach einigen Monaten für eine zweite Feldphase in die Wohngruppe zurückkam, deutete die Innewohnende Sabine auf den inzwischen volleren Plan und kommentierte erleichtert, dass er sich schön langsam fülle.

Der Wohngruppe als Kind zugehörig zu sein, bedeutet folglich, dort einen Plan zu haben, der den Alltag managt. Gleichzeitig ergibt sich aus dem Plan der sonst nirgends explizierte Anspruch auf die Versorgung mit einem gut gefüllten Wochenangebot. Der Plan bildet einen Knoten, der das Kind und dessen Aktivitäten auf die Wohngruppe hin zentriert und gleichzeitig nach einem bestimmten Schema organisiert. Die zu füllenden Spalten formieren den Alltag dabei nach einem außerschulischen und doch curricularen Baukastenprinzip: Leistungen, die über Schule und Wohngruppe hinausweisen, werden außerhalb „eingekauft“ und organisiert. Hierdurch entsteht ein intermediärer Sektor zwischen Freizeit, Bildung und Therapie, der Beschäftigung und zugleich Erziehung der Kinder gewährleisten soll. Kindheit in der Einrichtung zeichnet sich dadurch aus, dass Erwachsene – in diesem Fall: Erzieherinnen und Erzieher – die Verantwortung für die Gestaltung eines Alltags entlang unterschiedlicher Angebote und Aktivitäten entfalten. Diese Angebote sollen das Kind zugleich unterhalten, bilden und gegebenenfalls therapieren. Der Wochenplan verweist damit nicht nur auf die Organisation einer institutionellen Aufgabe, die in der Verantwortung für das Management des Alltags der Kinder besteht,

sondern leistet gleichzeitig einen Beitrag zur Institutionalisierung von Kindheit innerhalb der Wohngruppen. Dabei entsprechen die angebotenen „enrichment“ activities“ in etwa einer Vorstellung vom Kind „as a project – soft, malleable and able to be developed and improved, with the ‚good‘ parent presenting a myriad of opportunities and support for the child to have a range of learning experiences“ (Vincent/Ball 2007, S. 1065), wie es als typisch für Mittelschichtfamilien gelten kann. Die Räumlichkeiten der Wohngruppe bilden nicht selbst jenen *einen* relevanten Ort, an dem die Kinder exklusiv ihre außerschulische Freizeit verbringen. Stattdessen erfüllt die Wohngruppe ihre Aufgabe wesentlich durch Prozesse des Organisierens und Koordinierens weiterer Freizeit-, Bildungs- und Therapieangebote (vgl. Eßer 2012a).

Mit der Zentrierung des Kindes und seiner Aktivitäten auf die Wohngruppe bleibt nichtsdestotrotz der Anspruch auf eine Verantwortlichkeit für potentiell alle relevanten Lebensbereiche erhalten. In der Vernetzung dieser wird jenes ‚ganze‘ Kind hervorgebracht, das Adressat der entsprechenden Sorgestruktur ist und über den Wochenplan in der Wohngruppe symbolisch repräsentiert wird. Die Ganzheitlichkeit des Kindes ist somit keine natürliche oder anthropologisch-substanzielle Voraussetzung von Kinder- und Jugendhilfe. Vielmehr ist dieser Universalismus als Ergebnis einer Herstellungsleistung zu betrachten, die in der Wohngruppe als einem Ort jener Zentrierung des Kindes geschieht und mit Hilfe einer umfassenden Sorgestruktur, wie sie das sozialpädagogische Setting erbringen soll, erst gewährleistet werden kann. Dies stellt traditionelle Vorstellungen von Kindheit in Frage, die ein mit sich selbst identisches und von konkreten sozialen Kontexten unabhängiges Kind anthropologisch voraussetzen. Entgegen dieser Annahme schlagen James und Prout (1996) vor, von *fractal identities* auszugehen: „In our approach this same child, finds multiple expressions of the self through engagement with different sets of people in different social groups“ (ebd., S. 50). Die Annahme von *fractal identities* ist damit für die Hervorbringung einer sozialpädagogischen Kindheit im Kontext der Heimerziehung instruktiv: Eben weil das Kind nicht ursprünglich einheitlich ist, sondern sich in unterschiedlichen sozialen Welten bewegt, müssen diese unterschiedlichen Kontexte aufwändig zusammengehalten und organisiert werden, auch wenn sie sich potentiell dem Zugriff der Wohngruppe entziehen. Auch ‚private‘ Formen der Familie sehen sich mit diesem Anspruch konfrontiert, dem hier in der Wohngruppe – zum Beispiel unter Zuhilfenahme eines Wochenplans – unter den spezifischen Bedingungen der sozialpädagogischen Organisation nachgekommen wird. Die Praktiken des *doing family* sind somit wechselseitig auf jene des *doing childhood* bezogen, insofern durch den Wochenplan eine umfassende Sorgestruktur der Familie organisiert wird, die verschiedene Lebensbereiche des Kindes umfasst. Zugleich wird hierin ein Familienkind hervorgebracht, das auf einen solchen ‚ganzheitlichen‘ Sorgerahmen verwiesen ist.

2.2 Familienkindheit im Kontext unterschiedlicher Familialitäten

Nicht nur symbolische Repräsentationen wie der Wochenplan, sondern auch Körperlichkeit und persönliche Beziehungen spielen bei der Rekonstruktion des *doing family* in den Wohngruppen eine wichtige Rolle. Die entsprechenden Praktiken können beispielhaft an folgender Szene herausgearbeitet werden: Der elfjährige Christian sitzt auf dem Schoß der Innewohnenden Sabine und gemeinsam berichten sie mir von Christians Wochenendplänen:

Christian erzählt, dass er morgen bei seinem Freund übernachten wird und dann die Nacht darauf bei seiner Mutter. Er ergänzt: „Und da bleib ich ganz lang, bis 20 Uhr.“ Dabei grinst er und sieht erwartungsvoll zu Sabine. Die widerspricht erwartungsgemäß: „Nee, nee, bis 18 Uhr!“, nimmt ihn in die Arme und meint: „Dann bist du wieder bei mir, da bist du sicher!“ Christian protestiert: „Bei meiner Mutter bin ich auch sicher.“ Sabine räumt daraufhin ein: „Ja, die passt auch gut auf dich auf.“

In der kurzen Szene wird über Christians „Ausgang“ verhandelt, wobei der Junge die Erzieherin leicht provoziert: Sein Grinsen weist darauf hin, dass er die Zeit sehr wohl kennt und auch weiß, dass er mit dem Widerspruch der Innewohnenden zu rechnen hat. Sabine reagiert nicht nur mit der Richtigstellung der Uhrzeit, sondern bemerkt zugleich, dass Christian mit seiner Rückkehr zu ihr (wieder) sicher sei. Christian weist daraufhin zwar nicht das unterstellte Bedürfnis nach der Gewährleistung von Sicherheit zurück, jedoch die unausgesprochene Botschaft, dass diese nur in der Wohngruppe, nicht aber bei der Mutter, gegeben sei. Während also Sabine implizit die Exklusivität der Gewährleistung von Sicherheit in der Wohngruppe herausstellt, macht Christian diese Botschaft explizit und bestreitet sie zugleich: Für ihn können sowohl die Wohngruppe als auch die Mutter seine Sicherheit gewährleisten. Sabine akzeptiert dies, obwohl es für sie nicht unproblematisch ist: Christians Unterbringung ist dadurch legitimiert, dass sein Wohl in der Herkunftsfamilie als nicht gesichert angesehen wurde. Nachdem Christian also die von Sabine implizit in die Interaktion eingeführte Botschaft der Nichtgewährleistung von Sicherheit bei der Mutter bestreitet, befindet sich die Innewohnende in der Zwickmühle: Sie muss entweder einlenken und damit potentiell die Legitimität der Unterbringung in Frage stellen oder auf ihrer Position beharren und damit Christians Loyalität zu seiner Mutter herausfordern – was ihn wiederum in Opposition zur Wohngruppe bringen würde.

Grundsätzlich lässt sich anhand der Szene ersehen, wie sich das *doing family* und die Sorgestruktur der Wohngruppe wechselseitig bedingen: Körperliche Praktiken wie das Umarmen und das auf dem Schoß Sitzen gehen mit einer Sorgepraktik einher, in deren Rahmen performativ Schutz gewährleistet wird. Diese Praktiken sind einerseits relational auf die Generationenbeziehung bezogen, insofern sie zwischen Kind als Schutzbedürftigem und Erwachsenen als Schützendem vermitteln. Andererseits sind sie stark personalisiert: Die Innewohnende identifiziert sich selbst mit dem sicheren Ort, an den Christian nach dem Wochenende bei seiner Herkunftsfamilie zurückkommen soll. Nicht die Wohngruppe, sondern die exklusive, persönliche und körperliche Beziehung zwischen Kind und Erzieherin, die sich auch in der Umarmung ausdrückt, stiftet Sicherheit. Gleichzeitig wird diese von der Innewohnenden beanspruchte Exklusivität von Christian zurückgewiesen. Insofern zeigt die Szene auch eine Aushandlung über den Charakter von Sorgeleistungen: Während Christian der Notwendigkeit einer Gewährleistung von Sicherheit implizit zustimmt, bestritt er den Anspruch auf Exklusivität, der damit verknüpft ist.

Christian befindet sich im Kontext mehrerer Familialitäten, in dem die *exklusive* Zuordnung basaler Sorgeleistungen zu einer Familie – hier zur Wohngruppe –, die Loyalität zur anderen Familie verletzen würde. Gemeinsam mit dem exklusiven Sicherheitsversprechen zeigt die Umarmung der Innewohnenden eine quasi-symbiotische Mutter-Kind-Dyade an, wie sie die Grundlage traditioneller Kindheits- und Familienentwürfe bildet. Christian jedoch befindet sich in unterschiedlichen familialen Kontexten, die durch derartige Exklusivitätsansprüche miteinander konfliktieren können. Er muss daher die sich hieraus ergebenden *fractal identities* so weit als möglich koordinieren. Hier zeigt sich, dass die unterschiedlichen Identitäten nicht nebeneinander stehen müssen, sondern es zwischen

den unterschiedlichen *fractal identities* durchaus zu Spannungen kommen kann. Auch wenn Christian Emotionalität und Sicherheit auf der Grundlage einer persönlichen Beziehung zur Innewohnenden akzeptiert, will er diese nicht an eine derart exklusive Bindung nach dem Modell einer dyadischen Mutter-Kind-Bindung knüpfen.

Die Gewährleistung einer umfassenden Sorgestruktur und ein darauf bezogenes *doing family* in der Heimerziehung sind also nicht damit zu verwechseln, dass sich eine kernfamiliale Struktur und eine dyadische Beziehung entwickeln muss, wie sie traditionelle Familien-, Sozialisations- und Entwicklungstheorien vorsehen. Dies muss auch die Erzieherin letztlich einräumen. Obwohl sie von der Konzeption sowie der Organisationsstruktur der familienähnlichen Wohngruppe als Innewohnende die Rolle einer konstanten Bezugsperson zugesprochen bekommt, leitet sich hieraus im Alltag keine privilegierte Form der Mütterlichkeit nach dem Muster einer kernfamilialen Struktur auf der Grundlage einer sozialisatorischen Triade ab (vgl. für eine derartige Perspektive aktuell etwa Funcke/Hildenbrand 2009, S. 25). Für die in der Wohngruppe lebenden Kinder wird eine umfassende Sorgestruktur arrangiert, die den Versuch darstellt, eine Klammer um die verschiedenen Lebensbereiche zu bilden. Diese Praktiken entbinden die Kinder jedoch nicht davon, auch selbst zwischen den unterschiedlichen *fractal identities*, die sich aus diesen unterschiedlichen Lebensbereichen ergeben, zu vermitteln. Dies gilt besonders wenn, wie in obigem Beispiel, exklusive Sorgeansprüche der Innewohnenden mit der Solidarität zur leiblichen Mutter in Konflikt geraten.

2.3 „Displaying family“ unter den Bedingungen öffentlicher Erziehung

In der Rekonstruktion der Interaktion zwischen Christian und der Innewohnenden Sabine wurde betont, wie die Praktiken der Hervorbringung von Familie zwischen den Mitgliedern der Wohngruppe mit deren mehrfachen Familialitäten vermittelt werden. In Bezug auf das *doing family* ist jedoch nicht nur das Aushandeln der Sorgeverhältnisse innerhalb der Gruppe relevant, sondern auch, wie sich diese nach außen darstellt. *Doing family* ist ebenso darauf verwiesen, dass sich die Beteiligten in ihrem Tun als Familie begreifen können. Dabei müssen sie sich auch auf die Deutungen und Zuschreibungen von Akteuren einlassen, die der Familie selbst nicht angehören. Finch (2007, S. 6) prägt dafür den Begriff des *displaying family*. Darunter fasst sie jene Praktiken, mit denen anderen Personen angezeigt wird, dass das, was sie gerade beobachten, „Familie“ ist und von den darstellenden Personen auch als Familie verstanden wird.

Mütterlichkeit erweist sich dabei, wie exemplarisch gezeigt werden soll, für die Beteiligten als orientierendes und zugleich ambivalentes Konzept. Die folgende Szene ereignete sich bei einer Dienstbesprechung in einer anderen Wohngruppe. Die innewohnenden Silke berichtet dem Team von einer Auseinandersetzung mit der Lehrerin des sechsjährigen Felix. Vorausgegangen war, dass eines Morgens die Tupperdose mit Felix Frühstück im Kühlschrank vergessen wurde und dieser ohne Pausenbrot in die Schule kam. Die Lehrerin war sehr aufgebracht, dass sie „nur“ die Nummer der Wohngruppe hatte und Silke nicht direkt erreichen konnte. Deshalb verlangte sie nach Silkes privater Handynummer für Notfälle:

Silke erzählt, dass sie der Lehrerin entgegenet habe, dass sie ihre Privatnummer nicht herausgeben würde. Daraufhin sei die Lehrerin pampig geworden und hätte gefragt: „Ist es jetzt ihr Kind oder nicht?“ Die Bereichsleitung wirft dazwischen: „Ja, da sieht man dann, wie dünn das Verständnis

der Leute ist“. Silke berichtet weiter, dass sie ihrerseits echt „bräsig“ geworden sei. Sie hätte ihr die Nummer von der Zentrale aufgeschrieben und ihre private Handynummer. Aber wenn die einmal auf ihrem privaten Handy anrufen würde, fährt Silke fort, dann wäre sie echt sauer, wenn es kein echter Notfall wäre. Die Bereichsleitung hakt an der Stelle nach: „Ja, wieso denn privat? Wieso gibst du die denn raus, die Privatnummer? Es war doch abgesprochen, dass du die Nummer von der Zentrale nennst! Die hat dich echt gekriegt, das hättest du nicht machen sollen. Von der Zentrale kann immer jemand reagieren, wenn was Dringendes ist.“ Das Team diskutiert anschließend weiter um das Thema Erreichbarkeit in Notfällen und ob denn sonst Eltern immer und überall erreichbar seien.

Familie fungiert hier in doppelter Weise als Vergleichsfolie. Einerseits dient sie den Erzieherinnen und Erziehern als normativer Referenzpunkt um zu entscheiden, ob die Ansprüche der Lehrerin legitim sind oder nicht: Wären denn „sonst“ in einer Familie Eltern jederzeit und überall erreichbar oder nicht? Hieraus spricht der Wunsch, in der Betreuungsqualität zumindest einer „normalen“ Familie² ebenbürtig zu sein – wobei im weiteren Gespräch bezweifelt wird, dass Eltern „sonst“ immer für die Lehrerin verfügbar wären. Ungeachtet dessen stellt die Bereichsleitung jedoch heraus, dass die Erreichbarkeit unabhängig von der persönlichen Präsenz der einzelnen Mitarbeitenden durch die Einrichtung immer gegeben sei.

Sein eigentliches normatives Gewicht erhält der Vorwurf der Nichterreichbarkeit durch die Lehrerin nämlich dadurch, dass Familie noch in einer zweiten Weise als Vergleichsfolie fungiert: Es geht nicht nur darum, dass die familienanaloge Wohngruppe als Institution der Erziehungshilfe organisational eine bestimmte Betreuungsqualität gewährleisten soll und will, sondern Silke *wie eine Mutter* – beziehungsweise dem, was dem gängigen Mutterbild entspricht – die Sorge exklusiv und alleine gewährleisten soll. Ihr Unwillen, ihre Privatnummer herauszugeben, wurde von der Lehrerin als Weigerung interpretiert, ihre mütterliche Verantwortung gegenüber dem Kind zu erfüllen: Die Frage „Ist es jetzt ihr Kind oder nicht?“ erhält ihre normative Kraft dadurch, dass sie Silke den Beweis abverlangt, dass sie eine *richtige Mutter* ist. Eben weil sie nach dem Verständnis der Lehrerin „eigentlich“ nicht die Mutter ist, sollte sie nachweisen, dass es *doch* „ihr“ Kind ist. Für „ihr“ Kind kann sie die Zuständigkeit nach Dienstschluss eben nicht an die Einrichtung delegieren – so sieht es zumindest das traditionelle Mutterbild vor, an dem sie sich messen lassen muss. Dies ist die Falle, in die Silke getappt ist und der Grund, aus dem sie sich „kriegen“ ließ, wie es die Bereichsleitung formuliert. Silke erbrachte den symbolischen Beweis ihrer Mütterlichkeit, indem sie ihre Privatnummer weitergab – auch wenn ihr Widerwille und ihr Ärger signalisieren, dass sie sich der Widersprüchlichkeit, in der sie sich damit befand, durchaus bewusst ist. Die starke Identifikation mit der Rolle der Mutter, die vom Träger angeboten und gefördert wird, führte hier im Alltag dazu, dass sich Silke als eine Mutter ansprechen ließ und sie sich hierin noch strenger prüfen lassen musste, als jede „echte“ Mutter.

Mütterlichkeit setzt gemäß der Definition der Lehrerin, die Silke widerstrebend teilte, voraus, dass mit der Ganzheitlichkeit des Kindes eine ebenso „ganzheitliche“ Mutter korrespondiert. Diese Mütterlichkeit folgt ebenfalls universalistischen Rollenmustern, die sich zeitlich und räumlich nicht begrenzen lassen. Die Mutter steht als Person stellvertretend für eine entgrenzte Sorgeverantwortlichkeit der Familie, so dass die Mutter auch für ein Butterbrot in die Schule zitiert werden kann. Die Innewohnende sieht sich hier von der Schule mit einer ähnlichen Ambivalenz „zwischen idealisierten und realisierbaren Ansprüchen an Familie“ (Richter/Andresen 2012, S. 262) konfrontiert, wie andere Familien auch. Zugleich hat sie im Umgang mit diesen Anforderungen als öffentlich arrangier-

te Erziehungsinstitution eine Organisation zur Seite, die beispielsweise die Erreichbarkeit in Notfällen auch außerhalb individueller ‚Dienstzeiten‘ gewährleisten kann – während andere Familien in solchen Fällen eher auf ein informelles Bekanntschafts- oder Verwandtschaftsnetz zurückgreifen müssen.

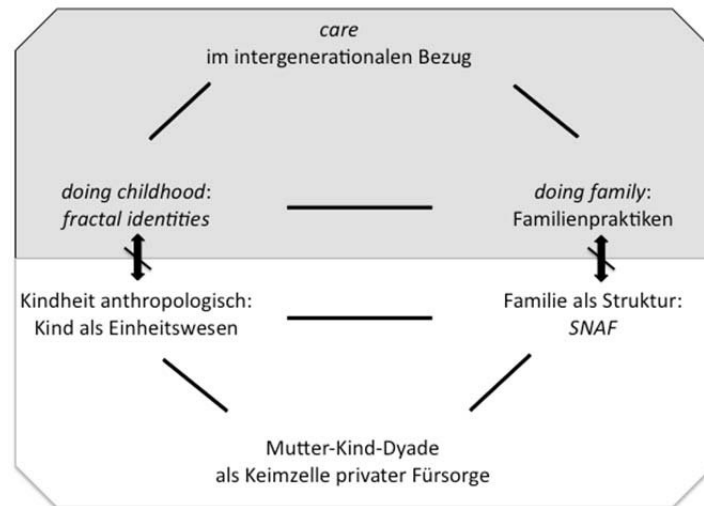
Was das *displaying family* betrifft, so sehen sich also familienähnliche Wohngruppen mit jenem Familienmodell konfrontiert, das Smith für den nordamerikanischen Kontext als *standard North American family* bezeichnet und dessen Legitimität angesichts einer Diversifizierung und Pluralisierung der Familienkonstellationen auch an der Realität vieler anderer Familien vorbei geht (s.o.) – und trotzdem seine normative Deutungsmacht (noch) nicht verloren hat (vgl. Nelson 2006). Der Umstand, dass familienähnliche Wohngruppen hieran scheitern müssen, ist jedoch nicht gleichbedeutend damit, dass das Konzept der Familienähnlichkeit gleichfalls zum Scheitern verurteilt wäre. Das Problem liegt aus der Perspektive des *doing family* nicht darin, dass die Wohngruppe als Fälschung einer ‚echten‘ Familie enttarnt würde (vgl. Winkler 2002, S. 318). Vielmehr werden in ihrem besonderen Fall lediglich jene Grenzen besonders evident, die dem traditionellen Familienmodell bereits aus der Perspektive der neuen Familienforschung aufgezeigt wurden und die hier unter den spezifischen Bedingungen einer sozialpädagogischen Organisation bearbeitet werden müssen.

3 *Doing family, doing childhood und doing care*

Die Analyse des *doing family* in den familienähnlichen Wohngruppen lieferte einen Einblick in unterschiedliche Sorgepraktiken, zu denen eine umfassende Koordination der unterschiedlichen Lebenskontexte der Kinder ebenso zu rechnen ist, wie die Gewährleistung einer persönlich konnotierten Schutz- und Sicherheitsstruktur. Hierin ist die Heimerziehung als sozialpädagogische Institution in ihrem praktischen Vollzug auf ein ganzheitliches Kind verwiesen, das sie dabei zugleich mit hervorbringt. Für gewöhnlich ist ein solches Kind an den Kontext der Familie als privater Institution gebunden. Jedoch wird durch den Ansatz des *doing family* nicht nur die Vorstellung einer *standard North American family* irritiert, sondern auch das Verhältnis von öffentlich zu privat, auf das dieses Modell gegründet ist. In der Rekonstruktion der familien(kind)bezogenen Praktiken in der Heimerziehung wurde deutlich, dass eine ‚öffentliche‘ Familienkindheit auf der Ebene des konkreten Alltagshandelns durchaus praktisch möglich ist. Vor dem Hintergrund einer praxeologischen Betrachtungsweise wird die „Privatheit“ von Familie kontingent. Das gleiche gilt für Familienkindheit, die sich nicht mehr – einer binären Codierung von privat vs. öffentlich folgend – rein der Seite des Privaten zurechnen lässt (vgl. Andresen 2011).

Die Analyse zeigte auch, dass das *doing family* der familienähnlichen Wohngruppen dort an seine Grenzen stoßen muss, wo die Sorgepraktiken zu eng auf ein traditionelles Familienmodell bezogen sind und dessen Kern in einer quasi-symbiotischen Mutter-Kind-Dyade besteht, deren Sorgestruktur universalistisch und entgrenzt ist. Auch wenn in den Wohngruppen eine für die pädagogische Bearbeitbarkeit notwendige Ganzheitlichkeit erzeugt wird, verfügen die Kinder dennoch über unterschiedliche *fractal identities*, die es auszutarieren gilt – auch in Hinblick auf die Sorgepraktiken. Analytisch folgt daraus, dass nicht nur *doing family* und *doing childhood* aufeinander bezogen, sondern dass als Drittes noch die Sorgepraktiken (das *doing care*) analytisch mit einbezogen werden müssen (s. Abb. 1).

Abb. 1: Doing family, doing childhood und doing care



Quelle: Eigene Darstellung

Der analytische Zugang des *doing family* bietet also einen Ausweg aus der Strukturfalle, gemäß der familienähnliche Formen von Heimerziehung als ‚Imitate‘ gegenüber ‚echten‘ Familien immer defizitär erscheinen müssten. Zugleich offeriert er einen dem ethnographischen Vorgehen der Studie adäquaten Ansatz. Die Praktiken des *doing family* zielen auf die Hervorbringung einer umfassenden und persönlichen Sorgestruktur für die einzelnen Kinder. Familialität macht die Wohngruppe in ihrer Sorgeverantwortung nicht zuletzt auch gegenüber anderen pädagogischen Institutionen (wie der Schule oder der Herkunftsfamilie) identifizierbar und ansprechbar. Zugleich ist das *doing family* im Fall der familienähnlichen Wohngruppe als einem sozialpädagogischen Setting in Aushandlungsprozesse und ein Management unterschiedlicher Familialitäten aller Beteiligten verwoben. Hierin trifft sich die Analyse in ihren Ergebnissen mit neueren Konzepten von *care*, wie sie im Kontext feministischer Theorien entwickelt wurden: *Care* bedeutet hier, dass die Sorge für Andere aus dem engen Bezug sich aufopfernder mütterlicher – oder zumindest weiblicher – Liebestätigkeit gelöst wird (vgl. Ostner 2011, S. 467) und stattdessen verteiltere und generalisiertere Formen der Sorge denkbar werden (vgl. Tronto 2009/1993, S. 119f.). Für eine sozialpädagogische Kindheit, wie sie in der familienähnlichen Heimerziehung hervorgebracht wird, bedeutet dies, Sorgebeziehungen nicht von der wechselseitigen Abhängigkeit einer Mutter-Kind-Beziehung her zu denken, sondern von den Bedingungen der Organisation her, unter denen sie erbracht werden. Dies heißt jedoch nicht, dass sich die Sorgebeziehungen hierdurch von den sie mit begründenden Personen lösen würden. Weil die Situation der Kinder sowie der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter fast ausnahmslos durch mehrfache Familialitäten sowie weitere relevante Kontexte geprägt ist, müssen auch diese unterschiedlichen *care-givers* mit einbezogen werden. Hierunter fallen auch die Sorgeleistungen, die von den Kindern selbst erbracht werden (vgl. Smart/Neale/Wade 2001, S. 85ff.). Kinder sind – wie das Beispiel von Christian gezeigt hat – an der Aushandlung des intergenerationalen Sorgearrangements selbst konstitutiv beteiligt.

Anmerkungen

- 1 Das Forschungsprojekt wurde am Institut für Sozial- und Organisationspädagogik der Universität Hildesheim vom Verfasser dieses Beitrags unter Leitung von Stefan Köngeter und Wolfgang Schröder durchgeführt.
- 2 Bei dieser „normalen“ Familie handelt es sich um das, was die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sich in diesem Moment darunter vorstellen, d.h. es ist jene Normalfamilie, die sie situativ konstruieren, um sich damit zu vergleichen.

Literatur

- Amann, K./Hirschauer, S. (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: *Hirschauer, S./Amann, K. (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur.* – Frankfurt/Main, S. 7-52.
- Andresen, S. (2011): Was ist „private Kindheit“? Perspektiven der Forschung. In: *Wittmann, S./Rauschenbach, T./Leu, H. R. (Hrsg.): Kinder in Deutschland. Eine Bilanz empirischer Studien.* – Weinheim u.a., S. 63-73.
- Baader, M. S. (1996): Die romantische Idee des Kindes und der Kindheit. Auf der Suche nach der verlorenen Unschuld. – Neuwied u.a.
- Eßer, F. (2012a): Assembling the Resident Child. Membership in residential care. In: *Honig, M.-S./Neumann, S. (Eds.): (Doing) Ethnography in Early Childhood Education and Care.* – Luxembourg, pp. 133-152.
- Eßer, F. (2012b): Das hybride Kind. Empirische Kinderforschung (1896-1914). – Hildesheim (unveröffentlichte Dissertationsschrift).
- Eßer, F. (2010): Kindheit zwischen Familie und Wohlfahrtsstaat. Ein historischer Rückblick. *Forum Erziehungshilfen*, 46, 3, S. 68-72.
- Eßer, F./Köngeter, S. (2012): Doing Family in der Heimerziehung. Familialität als professionelle Deutungsressource. *Sozial Extra*, 36, 7/8, S. 37-40.
- Finch, J. (2007): Displaying Families. *Sociology*, 41, 1, pp. 65-81.
- Funcke, D./Hildenbrand, B. (2009): Unkonventionelle Familien in Beratung und Therapie. – Heidelberg.
- Honig, M.-S. (2009): Das Kind der Kindheitsforschung. Gegenstandskonstitution in den *childhood studies*. In: *Honig, M.-S. (Hrsg.): Ordnungen der Kindheit. Problemstellungen und Perspektiven der Kindheitsforschung.* – Weinheim u.a., S. 25-51.
- Honig, M.-S./Ostner, I. (2013, i.E.): Die „familiarisierte“ Kindheit. In: *Baader, M. S./Eßer, F./Schröder, W. (Hrsg.): Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge.* – Frankfurt/Main u.a.
- James, A./Prout, A. (1996): Strategies and Structures. Towards a New Perspective on Children's Experiences of Family Life. In: *Brannen, J./O'Brien, M. (Eds.): Children in Families. Research and Policy.* – London et al., pp. 41-52.
- Jensen, A.-M. (2009): Pluralization of Family Forms. In: *Qvortrup, J./Corsaro, W. A./Honig, M.-S. (Eds.): The Palgrave Handbook of Childhood Studies.* – Basingstoke, Hampshire et al., pp. 140-155.
- Mierendorff, J. (2010): Kindheit und Wohlfahrtsstaat. Entstehung, Wandel und Kontinuität des Musters moderner Kindheit. – Weinheim u.a.
- Mierendorff, J./Olk, T. (2006): Das Spannungsverhältnis von Familie und Jugendhilfe. Ein historischer Diskurs. In: *Schmidt, N. (Hrsg.): Handbuch kommunale Familienpolitik. Ein Praxishandbuch für mehr Familienfreundlichkeit in Kommunen.* – Berlin, S. 70-84.
- Morgan, D. H. J. (1996): *Family Connections. An introduction to family studies.* – Cambridge et al.
- Nelson, M. K. (2006): Single Mother "Do" Family. *Journal of Marriage and Family. Journal of the National Council on Family Relations*, 68, pp. 781-795.
- Niederberger, J. M./Bühler-Niederberger, D. (1988): Formenvielfalt in der Fremderziehung. Zwischen Anlehnung und Konstruktion. – Stuttgart.
- Ostner, I. (2011): Care – eine Schlüsselkategorie sozialwissenschaftlicher Forschung? In: *Evers, A./Heinze, R. G./Olk, T. (Hrsg.): Handbuch Soziale Dienste.* – Wiesbaden, S. 461-481.
- Richter, D. (1987): Das fremde Kind. Zur Entstehung der Kindheitsbilder des bürgerlichen Zeitalters. – Frankfurt/Main.

- Richter, M./Andresen, S.* (2012): Orte „guter Kindheit“? Aufwachsen im Spannungsfeld familialer und öffentlicher Verantwortung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 32, 3, S. 250-265.
- Schier, M./Jurczyk, K.* (2007): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. Aus *Politik und Zeitgeschichte*, 57, 34, S. 10-17.
- Schmid, P.* (2013, i.E.): Bürgerliche Kindheit. In: *Baader, M. S./Eßer, F./Schröer, W.* (Hrsg.): *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*. – Frankfurt/Main u.a.
- Smart, C./Neale, B./Wade, A.* (2001): *The Changing Experience of Childhood. Families and divorce*. – Cambridge.
- Smith, D. E.* (1993): The Standard North American Family. SNAF as an ideological code. *Journal of Family Issues*, 14, 1, pp. 50-65.
- Tronto, J. C.* (2009/1993): *Moral Boundaries. A political argument for an ethic of care*. – New York et al.
- Winkler, M.* (2002): Wie familienähnliche Hilfen zu beurteilen sind. Oder: Kleines Plädoyer für das Eigenrecht von Imitaten. In: *Sozialpädagogisches Institut am SOS-Kinderdorf e.V.* (Hrsg.): *Glücklich an einem fremden Ort? Familienähnliche Betreuung in der Diskussion*. – Münster, S. 303-320.
- Wolf, K.* (2002): Der Versuch, glücklich zu leben: Lebensgemeinschaften als pädagogischer Ort. In: *Sozialpädagogisches Institut am SOS-Kinderdorf e.V.* (Hrsg.): *Glücklich an einem fremden Ort? Familienähnliche Betreuung in der Diskussion*. – Münster, S. 108-124.